

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Blüthgen, Viktor: Weißhalb Fritz Hedrich nicht umkehrte [4 Bilder; Wagner, Ferdinand]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

und wenn ich nicht noch einmal angeschossen werde, den' ich auf meiner Hochzeit zu tanzen. Aber wo ist sie?"

"Komm nur, komm!"

Sie führte mich in die Wohnung der Geheimrätthin in der Häufferstraße. Dort erschien, als wir naheten, ein Kopf am Fenster, der sogleich wieder verschwand. Wir stiegen die Treppe hinan und zogen die Glocke; aber die Glasthür stand schon offen, und meine Geliebte — trotz der Trauerkleidung schöner als je — flog mir entgegen. Ich faßte sie bei beiden Händen; aber eine Umarmung wagte ich nicht. Wir waren uns ja noch fremd; nur brieflich durch dritte Hand hatten wir uns genähert, und die Geheimrätthin, eine sehr stattliche Dame, stand hinter der Tochter.

"Na, ein Kuß ist schon erlaubt," sagte sie in ihrer feinen norddeutschen Sprache.

Ich warf meine Arme um Antonien; unsere Lippen begegneten sich; ich küßte ihr die Freudenthränen von den blühenden Wangen. Dazu bedurfte es natürlich mehr als eines Kusses. Alle Noth, die ich erduldet, wurde reichlich aufgewogen durch die Wonne dieses Augenblicks.

Als Antonie sich von mir löste, streifte ihre Hand über ein Ding, das in meinem Knopfloch hing.

"Was ist das?" rief sie mit einem Freudenschrei. "Das eiserne Kreuz! Du bist Göt' von Verlichingen mit dem eisernen Kreuz!"

"Sage lieber mit dem eisernen Fuß."

"Und dem goldenen Herzen."

Meine Mutter hatte von dem Ehrenzeichen nichts gesagt, um den beiden eine Ueberraschung zu bereiten.

Wir blieben auf dringendes Bitten mehrere Stunden. Antonie, die einen vortrefflichen Thee kredenzte, lachte und weinte abwechselnd: sie war ganz hingebende Liebe. Frau von Kappellen, eine feine Frau von ausgezeichnete Bildung, bewies mir eine Güte, die mich tief rührte.

"Eure Verbindung," sagte sie, "muß vor der Hand noch geheim bleiben, da ihr beide noch so ganz grünes Holz seid. Und auch in der Art, wie ihr euch begegnet, muß eine gewisse Zurückhaltung beobachtet werden. Ich gestatte euch zum Willkommen und zum Abschied jedesmal einen Kuß, nicht mehr."

"Aber Mutter," sagte die feste Antonie, "er hat mir ja schon ein ganzes Dutzend gegeben. Die kommen doch hoffentlich nicht in Abzug?"

"Das geschah im Sturm des ersten Wiedersehens; für die ertheil' ich Ablaß."

Seitdem nannten wir alle überzähligen Küsse Ablaßküsse.

Zum Schlusse.

Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind zehn Jahre verfloßen, zehn Jahre ungetrübten Glückes. Ich stehe an der Spitze einer blühenden Erziehungsanstalt für das weibliche Geschlecht; meine Arbeit ist geeignet, auch in finanzieller Beziehung. In meiner Arbeitsstube hängen der Helm, vulgo Pickelhaube, der Tornister vulgo Affe, der zusammengelegte Mantel, vulgo die gerollte Pelle, sammt Gewehr und Säbel, als Trophäe geordnet, zum ewigen Andenken an meine Kriegszeit.

Ein Bart, aber freilich nur ein kleiner, hat sich, allerdings spät, auf meiner Lippe eingestellt, wie es sich für einen Invaliden schickt — zur großen Beruhigung Antoniens, die durchaus einen Mars, der ich keineswegs bin, in mir sehen will.

Genanntes ehrgeiziges Frauchen sitzt in dem Augen-

blick, da ich dieses schreibe, an meiner Seite mit einem prächtigen Knaben — einem „maphaelischen Kinde“, wie die beiden Großmütter versichern — auf dem Schooße.

"Schreibe doch," sagt sie mir, "der Du die Feder mit Leichtigkeit führst, Deine Kriegserlebnisse auf! Je länger Du damit wartest, desto mehr erblaßt die Erinnerung."

"Das thu' ich eben," sag' ich.

"Aber mich läßt Du aus dem Spiele!"

"Das wird nicht gut möglich sein."

"Du läßt es doch nicht drucken?"

"Warum nicht? Mit verstedtem Namen und etwas veränderter Handlung, daß uns Niemand errathen kann."

"Ich will es aber vorher lesen. Ich fürchte, es sind zu viele Küsse darin."

"Ich habe mich auf das Allernothwendigste beschränkt."

"Aber dieser kommt doch nicht hinein?" Damit küßte sie mich.

"Vielleicht doch."

Und so nehm' ich von dem Leser Abschied.

Weshalb Friß Hedrich nicht umkehrte.

Von Victor Blüthgen.

Ein Botengang von fünf Stunden ist an sich kein hinlänglich großer March, um viel Aufhebens davon zu machen. Aber wenn einer diese fünf Stunden in nachtschlafender Zeit abläuft, während er viel lieber auf dem Ohr läge, überdies in öder Gegend, schweißtriefend und die sogenannte schwere Angst im Nacken, und hinterher dann erfährt, daß er das eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte, so hört da doch, wie Friß Hedrich nachher zu sich selber sagte, „der Gurkenhandel auf.“

Liegt da in Sachsen ein Ort, den wir Gräßgen nennen wollen, in der Gegend, wo die Leute weder kalt noch warm sitzen, nämlich in der Lausitz, und fünf Stunden davon ein Städtchen, das Herzogenbrück heißen möge. In Gräßgen wohnt auf dem hübschen Schlosse der Herr von Wolf, in Herzogenbrück aber in seinem alten ephengrünen Gutshause der Herr von Dietgen.

Der Herr von Wolf schickt eines Tages Karten herum mit dem Kopfe eines Sechzehners oben und Schnörkeln aus Jagdhörnern und Waffen aller Art, an deren zwei Enden je ein Hase an den Ohren baumelt; auf diesen Karten, deren eine auch sein guter Freund Dietgen erhält, wird der verehrliche Herr So und so zu Dienstag den 27. Oktober auf eine Treibjagd eingeladen und gebeten, im Falle er zu erscheinen verhindert sei, rechtzeitig einen Absagebrief nach Gräßgen auf das Schloß zu senden.

Herr von Dietgen hat zwar keine ausschweifenden Vorstellungen von dem Wildreichthum des Reviers von Gräßgen, wo der Sandacker oft über Nacht von einem Felde auf das andere gehet und höchstens ein paar elende Buschhasen im Dunkeln aus den Kiefern schleichen, um Nahrung zu suchen. Jedoch ein Jagdvergnügen hat noch andere Reize — kurzum, er ist fest entschlossen, an dem Spaz' theilzunehmen.

Allein der Mensch denkt, der Himmel lenkt: am Abend zuvor bekommt er ganz unerwartet die Nachricht, daß ein halbes Dutzend Dragoneroffiziere auf dem Wege ist, um ihn heimzusuchen und bei ihm ein wenig zu jagen. Daran ist nichts zu ändern. Es muß schleunigst für Unterkunft gesorgt werden, denn die Herren wollen noch in der Nacht eintreffen, und was die Jagd in

Gräbgen betrifft, so bleibt nichts übrig, als der Bitte des Herrn von Wolf zu willfahren und in letzter Stunde noch abzugeben zu lassen.

Der Auftrag, diese be- trübliche Entscheidung fünf Stunden Weges bis Gräb- gen zu tragen, trifft nun Fritz Hedrich, den Bonnfüt- scher der Junter und gnädigen Fräuleins, der zufällig einen faulen Tag gehabt hat und deshalb billig am ehesten seine Nachtruhe drangeben kann. Er macht zwar hinter dem Rücken des gnädigen Herrn ein saures Gesicht, denn er schläft so gern wie ein Mur- melthier und hat die Ueber- zeugung, daß die Nacht seines Menschen Freund ist. Allein nichtsdestoweniger zieht er die blaue Livrée mit den weißen Schnüren und seine besten Stiefeln an, steckt den Brief zu sich, er- greift, um doch etwas in der Hand zu haben, ein Spazier- stöckchen von dünnem Bam- bus und begiebt sich gegen zwölf Uhr des Nachts auf den Weg, als eben die sechs Dragoneroffiziere zum Thore hereinreiten.

Eine Viertelstunde mag vergangen sein, da donnert etwas gegen das Thor des In den Ställen ist noch Leben, woran die sechs Dragonerpferde schuld sind; man öffnet, und im Licht einer Stalllaterne wird ein Mann sichtbar, welcher einen Brief aus Gräbgen an Herrn von Dietgen überbringt.

In Gegenwart der sechs nun eine Ananasbowle ver- sammeln Dragoneroffi- ziere öffnet Herr von Diet- gen den Brief. Darin aber steht nichts andres, als daß Frau von Wolf un- pflöcklich sehr unwohl ge- worden sei, weshalb die Jagd auf spätere Zeit ver- legt werden müsse. Dies rechtzeitig zu melden befehle sich u. s. w.

„Teufel noch einmal, da hätte ich den Fritz Hedrich nicht nach Gräbgen zu schicken brauchen,“ ruft Herr von Dietgen. „Johann!

— Ist Fritz Hedrich denn schon weg?“

„Ja Befehl!“ sagt Johann.

„So gebt dem Kerl von Boten ein paar Schnäpfe, etliche Butterbrode und eine Knachwurst und sagt ihm: er solle zurücklaufen und zusehen, daß er den Fritz einhole und zurückschicke.“

Der Bote von Gräbgen ist der alte Merian, welcher sonst die Nachwächterdienste auf Gräbgen versieht, ein noch rüstiger Mann, den keine andere irdische Unvoll- kommenheit drückt, als eine immer heißere Stimme. Er brummt verdrießlich etwas von: „alten Knochen“ und „lieber ausruhen lassen,“ trinkt aber so viele Schnäpfe als man ihm reicht, steckt die Wurst und die Butter- brode ein und greift zu seinem handfesten Ziegen- hainer, worauf er sich un- verzüglich auf den Rückweg begiebt.



Nichtsdestoweniger zieht er die blaue Livrée mit den weißen Schnüren und seine besten Stiefeln an.

Die Nacht ist mond- hell, eine schöne, klare Herbstnacht, und die ersten vier Stunden geht es auf einer glatten Chaussee hin, danach hätte wohl Fritz Hedrich, welcher langsam seines Weges ge- schlenbert ist, vorerst seinen Marsch recht vergnüglich finden können.

Allein ihm ist keineswegs vergnüglich zu Muthe. Seit er dem Boten aus Gräbgen begegnet ist, den er leider nicht kannte, hat er sich darauf gespikst, alle zehn oder fünfzehn Minuten einen Menschen zu treffen was ihm als ein tröstlicher Gedanke erschien. Allein darin hat er sich verrecknet. Eine halbe Stunde schreitet er bereits dahin und nichts ist zu sehen, als der mond- helle, milchweiße Weg vor ihm, abwechselnd dunkler Nadelwald und fern verdämmendes Feld zur Seite, und droben der Himmel mit dem gepenstig klaren Mond und etlichen blinzelnden Sternen; nichts zu hören, als die unheim- liche Stille der Nacht und dann und wann ein Eulen- schrei oder ein Rascheln in der schwarzen Unsichtbar- keit der Kiefern. Wenn er zwischen Wald hingeht, so hat er ein Gefühl, als stehen die zwei Wände rechts und links im Begriff, ihn zu zerquetschen, und wenn er in das Freie ge- langt, denkt er daran, daß er bald wieder in ebenso düsternen und beklemmenden Wald kommen werde.

Endlich gelangt er an eine Stelle, wo sich der Weg theilt. In diesem Augenblick ist's ihm, als müßte er durchaus rechts ab- gehen, er besinnt sich auch nicht weiter darum, sondern thut es. Erst nach einer halben Stunde fängt ihm die Sache an nicht geheuer zu dünken. Vor ihm liegt es nämlich in einiger Entfernung wie ein Bestand

Nichtsdestoweniger steht er die blaue Livrée mit den weißen Schnüren und seine besten Stiefeln an. alle zehn oder fünfzehn Minuten einen Menschen zu treffen was ihm als ein tröstlicher Gedanke erschien. Allein darin hat er sich verrecknet. Eine halbe Stunde schreitet er bereits dahin und nichts ist zu sehen, als der mond- helle, milchweiße Weg vor ihm, abwechselnd dunkler Nadelwald und fern verdämmendes Feld zur Seite, und droben der Himmel mit dem gepenstig klaren Mond und etlichen blinzelnden Sternen; nichts zu hören, als die unheim- liche Stille der Nacht und dann und wann ein Eulen- schrei oder ein Rascheln in der schwarzen Unsichtbar- keit der Kiefern. Wenn er zwischen Wald hingeht, so hat er ein Gefühl, als stehen die zwei Wände rechts und links im Begriff, ihn zu zerquetschen, und wenn er in das Freie ge- langt, denkt er daran, daß er bald wieder in ebenso düsternen und beklemmenden Wald kommen werde.



Stif Himmel, da hebt sich droben richtig ein Gestalt vom Boden.

Endlich gelangt er an eine Stelle, wo sich der Weg theilt. In diesem Augenblick ist's ihm, als müßte er durchaus rechts ab- gehen, er besinnt sich auch nicht weiter darum, sondern thut es. Erst nach einer halben Stunde fängt ihm die Sache an nicht geheuer zu dünken. Vor ihm liegt es nämlich in einiger Entfernung wie ein Bestand

niedriger Bäume, und eben will er nachdenken, was das zu bedeuten habe, als ebendaher Hundegebell zu vernehmen ist.

Fritz Hedrich stutzt, schlägt sich endlich vor die Stirn und spricht: „O ich Dummkopf, das ist ja Heinrichsdorf!“ — Er macht also Kehrt und läuft, bisweilen einen gelinden Trab anschlagend, wiederum zu der Stelle, wo die Wege auseinandergehen, um nunmehr die Chaussee nach links weiter zu verfolgen.

Der Aerger über den Zeitverlust zerstreut eine Weile seine Gedanken. Dann beginnt die trostlose Einsamkeit und Nede wieder, ihn zu beklemmen. Vollständige Dunkelheit wäre ihm schier lieber gewesen, als diese Helligkeit, in der sich nichts regt, und Fritz Hedrich fängt an, sich bei dem Gedanken zu grauen, daß sich in dieser Todesstarre wirklich mit einem Male etwas bewegen könne.

Er ist eben aus der letzten Waldparzelle heraustrgetreten. Die Chausseeböschungen, welche sich seitwärts seit Kurzem gehoben haben, steigen hier schon zu doppelter Manneshöhe auf, so daß er ohne Ausblick in einem Hohlwege wandert, über welchem der Mond fast scheitelrecht steht. Sehr fatal ist, daß auf der Höhe dieser Böschungen alle vier, fünf Schritte kleine Büschchen wachsen. Der Mond wirft ihre Schatten ein Stück die Böschung herunter, und ihre Form ist bei der unsichern Beleuchtung bisweilen so unheimlich menschenähnlich, in Verbindung mit den Schattenbeinen darunter, daß Fritz Hedrich die Augen auf das Außerste schärfen muß, um gewiß zu werden, daß er es nur mit ungefährlichem Buschwerk zu thun hat und nicht mit einem Kerl, der da oben im Sitzen auf arglose Wanderer lauert.

Ein paarmal ist er schon zusammengefahren und hat das dünne Stöckchen in seiner Hand fester gefaßt. Aber es war allemal Täuschung, und er hat endlich Courage bekommen.

Da — nein es ist natürlich wieder ein Busch mit Schattenbeinen — hilf Himmel, da hebt sich droben richtig eine Gestalt vom Boden, brummt mit heiserer unverständlicher Stimme etwas, hält einen dicken Knotenstock in die Luft und steigt die Böschung herunter. Nur einen Augenblick steht Fritz Hedrich wie angefroren, dann kommt es mit fürchterlicher Bedrängniß über ihn und vermittelt ein paar Riesenspringen ist er zwanzig Schritte voraus.

„Heda!“ hört er's heiser hinter sich rufen, so barsch und grimmig, als ob ein Räuber ihm zurief: „Börse her oder Dein letztes Brod ist gebaden.“ Und dann versteht er aus dem dumpfen Gebrummel etwas von „Stehen bleiben!“ und „Umkehren!“

„Ich will Dir etwas pfeifen,“ denkt Fritz Hedrich, des gewonnenen Vorsprungs froh. „So leicht sollst Du mich nicht kriegen.“ Und er schießt hinter sich und macht nur lange Schritte, denn er will nicht so aussehen, als ob er sich fürchte, was Räubern und Hunden mehr Muth machen soll.

Aber mit einem Male wird ihm brühsiedend heiß,

denn der Mensch hinter ihm beginnt sich in Trab zu setzen. Sonach bleibt kein Zweifel, daß er's darauf abgesehen hat, seinen Vordermann an der Kehle zu nehmen. Ganz von selber setzen die Beine Fritz Hedrichs sich gleichfalls in Trab.

Indeß: er ist keiner von den Dummen, und spricht bei sich, da er seine fünf Sinne wieder beisammen hat: „Nicht übereilen, Fritze! Fängst Du an zu laufen, was die Lunge anhält, so läufst er ebenso und da kommt's drauf an, wer's am schnellsten kann. Haus halten mit dem Athem, Fritze! Wenn Du immer fünfzig Schritt zwischen Dir und dem Hallunken hast, so ist das genug.“

Er schießt also hinter sich und beeilt seinen Trab nur so sehr, wie der Mann hinter ihm auch thut. Der schimpft unverständliche Worte und keucht dazwischen. „Na, mit der Lunge nimmst Du's noch auf,“ denkt Fritz Hedrich. „Schimpfe Du nur, Du Satan, an mich kommst Du nicht heran.“

Richtig, nach einer Weile geht der Mann hinter ihm langsamer, und der Piffitus vor ihm gönnt sich dasselbe auch, vergnügt über seinen schlaun Einsfall.

Aber eine gemüthliche Lage ist das doch nicht, in der er sich befindet. Der Mond scheint noch aus guter Höhe. Aber wie, wenn er hinunter geht und alles dunkel wird? Es sind bis Gräbgen wenigstens drei Stunden. Und — Donnerwetter, er wird doch nichts zum Schießen bei sich haben?

Unwillkürlich greifen die Beine des Verfolgten weiter aus; hundert Schritt müssen es wenigstens zwischen ihnen beiden werden, damit er nicht unverfehens eine Ladung Blei in die Rippen bekommt. So — nun soll er nur schießen! Jetzt ist Fritz Hedrich so sicher, daß er sich sogar innerlich über den armen Kerl von Räuber lustig macht, dem es jemanden zu erwischen. Er wird's ja wohl bald aufgeben.

Ja — Kuchen! Teufel noch einmal, da fängt er schon wieder zu rennen an. Also vorwärts!

An die zehn Minuten geht die Jagd auf der mond hellen Chaussee dahin, dann kommt Wald, und die Schritte verlangsamen sich wieder. Hinten keucht es, und aus dem heiseren Rufen und Schimpfen versteht Fritz deutlich das Wort: „Schafskopf.“

„Ja wohl, Schafskopf,“ sagt er bei sich. „Ich soll am Ende auch noch stehen bleiben und mich ganz gemüthlich bei der Gurgel nehmen lassen! Ich bin bloß neugierig, wie lange es der Kerl mit seiner Lunge anhält.“

Raum sind sie wieder im Freien, so merkt Fritz Hedrich, der immer rückwärts schießt, daß sich der Mensch bückt. Der Vorsicht halber macht er rasch noch ein paar Sätze weiter — da fauß's auch schon bei ihm vorbei durch die Luft, dem Falle nach ein ganz anständiger Stein. Die Wuth des Strolches muß also wachsen, und Fritz gesteht sich heimlich, daß ihm dabei gar nicht geheuer ist.

Wenn er nur ordentlich sehen könnte, ob er's beim



„Was wollen Sie hier?“ ruft eine wüthende Stimme

Handgemeinwerden mit dem Kerl aufnehmen darf! Freilich der Knotenstock macht die Wage schon sehr ungleich, und Gott weiß, ob nicht darin ein Stockdegen steckt. Am besten, es wird so weiter marschirt.

Bald im Hundetrab, bald was die Zwei laufen können, bald langsam geht's. Der Räuber hinten bleibt einigemal gar stehen und macht seiner Wuth Luft — Fritz Hedrich hört aber nicht darauf, sondern benützt die Zeit, um einen größeren Vorsprung zu gewinnen.

Da — da bellen vor ihm wieder Hunde. Wahrhaftig das Haus an der Chauffee, wo der Waldwärter wohnt! Daran hat er gar nicht gedacht. Er sieht das Dach zwischen Bäumen — ob er den Wärter weckt? Hilfe ruft? Aber inzwischen kann ihn der Schutz schon am Kragen haben. Und da bläst's hinter ihm; Gott sei Dank, es kommt die Post. Der Postillon wird sich ja erretten lassen —

„He, Schwager — ein Straßenräuber — —“

Sie fährt vorbei, der Postillon hat ihn nicht verstanden. Inzwischen ist Fritz Hedrich an der Front des Wärterhauses hingegangen — und jetzt kommt ihm ein Einfall. Er springt mit einem Satz hinter das Haus und läuft auf die Rückseite, an einem Gartenzaun hin. Wenn der Strolch ihn nicht mehr sieht, so glaubt er vielleicht, Fritz Hedrich hat sich auf die Post gesetzt. Im Nothfalle kann er um Hilfe rufen.

Mit Herzklopfen hört er, daß der andere näher kommt, brummend still steht. —

„Aha, jetzt sieht er sich nach mir um,“ denkt Fritz Hedrich. „Ja, profit die Mahlzeit, ich bin weg.“

„Her Gott, da kommt der Kerl auch um das Haus herum! die verdammten Hunde bellen, daß man sich nicht mehr ordentlich hören kann.“

Fritz springt weiter und lauert bei der nächsten Zaunecke. Nun taucht wahrhaftig der Kerl dort auf — wutsch, ist Fritz Hedrich beim Hause. Jedesmal, wenn der andere sich zeigt, macht er den Weg bis zur nächsten Ecke. Endlich lauert und lauert er an der zweiten Zaunecke — es kommt Niemand. Die Hunde bellen wie besessen weiter. Vielleicht wacht der Wärter auf. Die Sache wird ihm langweilig. Zwei Ecken bestreicht sein Blick — zu welcher soll er sich wenden? An einer davon sitzt der Hallunke gewiß.

Da macht das Hundegebell eine Pause, und Fritz Hedrich hört, daß weithin auf dem Wege sich Schritte entfernen. Nun schleicht er vorsichtig zur Hausfront vor: richtig, in ziemlicher Entfernung geht der Mensch. Zugleich aber thut sich vor ihm ein Fenster auf und ein Weiberkopf in der Nachtmütze beugt sich heraus.

„Gott sei Dank,“ spricht Fritz Hedrich erfreut. „Frau, dort geht ein Strolch, der mir schon ein paar Stunden nachgelaufen ist.“

„Was wollen Sie hier?“ ruft eine wüthende Stimme. „Machen Sie, daß Sie fortkommen. Wenn Sie einen

Charakter hätten, dann bekten Sie nicht die Hunde, daß man nicht schlafen kann; aber Sie haben keinen.“ Damit fliegt das Fenster zu.

Fritz Hedrich kraut sich am Kopfe und fängt langsam an, weiter zu gehen. Aber der Kerl ist doch noch zu nahe. Jetzt steht er sogar still. Fritz thut das nämliche. Nur stampft er abwechselnd mit den Beinen auf, daß es klingt, als ob er ginge. Der Mann geht endlich weiter, wird immer unsichtbarer und unhörbarer. Fritz steht lieber ganz still. Der Schutz muß denken, daß er in dem Wärterhause ein Unterkommen gefunden.

Er wartet, nachdem er sich auf den Grabenrand gesetzt, wohl zehn Minuten. Dann erhebt er sich und geht auf dem Rasensaume der Chauffee weiter, fast lautlos auftretend. Die Hunde sind ruhig geworden, — das wird den Mann noch mehr täuschen. Aber der hat sich wohl nun davon gemacht — ist wenigstens nicht mehr gefährlich. Er weiß ja nicht, daß Fritz Hedrich nach Gräbgen will und gleich links abgehen muß! Heimlich lachend verläßt der also Gerettete die Chauffee und schlendert gemütlich ein Viertelstündchen bis an den Wald. Von nun ab kommt keiner Waldbweg.

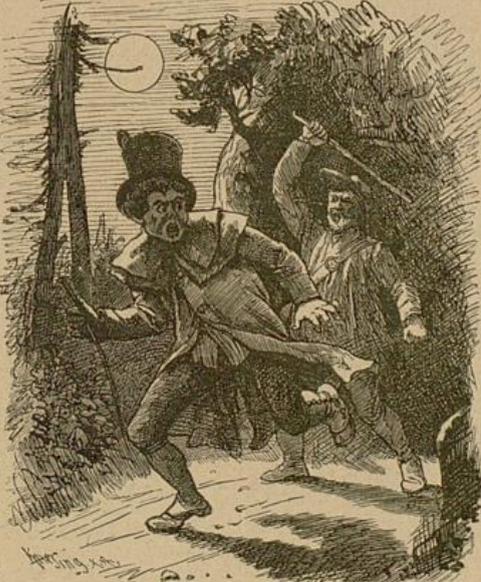
„Warte Esel, jetzt sollst Du Dein Fett kriegen für Deine verfluchte Dummheit!“ ruft's mit einem Male in voller Wuth zwischen den Bäumen, und auf den Rücken Fritz Hedrichs saust ein Hieb, als solle er mitten durchgeschlagen werden.

Einen Schrei ausstossen, daß das Echo weit in die Bäume hinein läuft und Reißaus nehmen ist bei dem also Angegriffenen das Werk eines Augenblickes. Er fliegt, er stolpert, fällt und rafft sich wieder auf. Der Schweiß läuft ihm von der Stirn, während der langsam grauende Morgen den Himmel leicht und kühle Lüfte weckt. Nicht früher wird er ruhig, bis er aus dem Walde tritt und Schloß Gräbgen in der Dämmerung liegen sieht.

Er langt just an, als das Thor vor ausfahrenden Gespannen geöffnet wird, giebt seine Botschaft ab und erzählt den kopfschüttelnd zuhörenden Leuten sein Abenteuer. Dann wirft er sich wie zer schlagen auf ein Bett in der Knechtstammer.

Nach einiger Zeit erwacht er von lautem Reden und sieht durch die Thüre mit blinzelnden Augen einen Mann in der Stube stehen, der Niemand anders als der Nachtwächter Merian ist. Herrgott, diese Stimme —

„Und da setze ich mich oben auf die Böschung, lange das Butterbrod und die Würst aus der Tasche und fange an zu essen. Kaum daß ich fertig bin, so kommt ein Mensch daher gegangen. Das paßt, sage ich mir. So kriegst Du Gesellschaft. Steige also hinunter: da fängt nun der Kerl an zu laufen und tanzt immer so ein fünfzig Schritt vor mir her. Ich hab' mir's doch gleich gedacht, daß er mich für einen Räuber angesehen hat. Ich meine immer: Du sollst



„Warte Esel, jetzt sollst Du Dein Fett kriegen für Deine verfluchte Dummheit!“

ihn wohl einholen oder von Weitem zur Vermunft bringen — Gott bewahre, bis ich eine Wuth auf den Esel kriege — —“

Freiz Hedrich stopft sich die Ohren zu, um nichts weiter zu hören. Er ist ganz munter geworden.

Als es in der Stube leer geworden ist, steht er sachte auf, späht hinaus und schleicht sich glücklich unbemerkt aus dem Hofe bis in die Schänke. Da genießt er etwas so schnell, als ob ein Gensdarm nach ihm das Dorf durchsuche.

Nach einer Viertelstunde lobt er Gott, als er im Walde ist und die Spötter hinter sich gelassen hat, und wenn er nachmals mit nach Gräbgen fahren sollte, ist er jedesmal krank geworden.

Der Fuchs.

Dieser rothe Spitzbube und Räuber, dessen List sprichwörtlich und welcher eine Hauptrolle in der Dichtung und Fabel spielt, ist mehr ein Nacht- als Tagraubthier. Während jedoch der Wolf wie ein Zigeuner weit herumstreicht, ist Meister Reinecke ein ortsanfässiger Hallunke, der von seinem Bau aus die nächsten Raubzüge ausführt. Diesen Bau, welcher innen mit mehreren Fluchtröhren versehen ist, gräbt der Fuchs in kluger Wahl an steinigem Abhange oder an dichtem Buschwerk, wo die Gestalt des Erdreiches ihm einen Theil seiner mühevollen Arbeit abnimmt. Befindet sich in dem gewählten Bezirke eine Kaninchenhöhle, so vertreibt er rücksichtslos die schwachen Bewohner mit Gewalt und richtet sich bestmöglichst ein, hat jedoch Meister Grimbart, der Dachs, seine Wohnung in der Nähe, so geht Reinecke diplomatischer zu Werke. Da er die scharfen Zähne und starken Kinnladen des mitterreichen Geiellen fürchtet, so benützt er dessen holländisch-peinliche Heintlichkeitsliebe, um ihm das Heim zu verleiden. Er wartet ruhig ab, bis der Dachs auf einem Streifzug begriffen, sein Lager verlassen hat, besudelt dann den Eingang mit seinem Rothe und delogirt so den biedern Dickwanst.

Die Lieblingsnahrung des Fuchses besteht in Geflügel, Hasen, Kaninchen, jungen Lämmern und Rehen, Obst und Trauben. Wenn jedoch Schmalhans Küchenmeister ist, so nimmt er auch mit Mäusen, Fischen, Krebsen und Insekten fürlieb. Mit ungemeiner Kühnheit und Schlantheit geht der Fuchs bei seinen Raubzügen zu Werke. Am liebsten wählt er dazu dunkle Winternächte, im Nothfalle stört ihn aber auch das helle Tageslicht nicht. Mit vorzüglichster Witterung begabt, schleicht er sich kriechend von ferne heran, verfährt aber dann mit beispielloser Frechheit, holt vor den Augen des überraschten Bauern die Gans vom Hofe und packt noch einen Hasen, wenn ihm die Hunde auf der Fährte sind. Außer seiner gewaltigen Frechheit schadet der rothe Räuber auch noch durch seine Vordogier, denn er würgt Alles, was sich einmal im Bereich seiner scharfen Zähne befindet. Jäger und Schäfer, Gärtner und Bauern tragen deshalb einen grimmen Haß gegen dies Raubthier und stellen ihm auf alle Weise nach. Bei seiner großen List ist jedoch der Fuchs nicht leicht zu fangen, und wo er sehr überhand nimmt, greift man, allerdings nicht jagdgerecht, zur Strichnivergiftung. Wo aber die Parforcejagden — nebenbei gesagt eine rohe Thierquälerei — beliebt sind, werden die Füchse besonders gehegt, ja in England, wo empfindsame Damen an der Hake mit Hochgenuß theilnehmen, sogar vom Continent eingeführt.

Der Fuchs lebt paarweise in seinem Bau, die Be-

gattung fällt in den Februar und im April oder Mai wirft die Füchsin in dem mit Moos ausgefüllerten Kessel 3—6 Junge, welche sie auf's Härlichste schützt und pflegt. Die Jungen erscheinen schon nach 3—4 Wochen vor dem Bau, werden von der Mutter im Freien gefängt und spielen in der Sonne. Bei dem geringsten Geräusche jedoch eilen sie auf das Zeichen der wachsamten Mutter in die schützende Höhle zurück. Beide Eltern tragen sorgsam den immer hungrigen Jungen reichliche Nahrung zu, durchstreifen zu diesem Zwecke die ganze Nachbarschaft und sind zu dieser Zeit ausnehmend schädlich, besonders rauben sie Geflügel und junges Wild. Die alten Füchse unterrichten den Nachwuchs sorgfältig im Räuberhandwerk, vor Allem im Fange der Thiere, und im Spätherbst ist die Erziehung soweit vollendet, daß die Jungen auf eigene Rechnung auf Raub ausziehen und sich selbstständig etabliren, indem sie entweder einen neuen Bau graben oder einen verlassenen in Besitz nehmen.

Der Fuchs (*Canis vulpes*) kommt in ganz Europa, von Schweden bis in's südliche Spanien, sowie auch im nördlichen Afrika vor. Außer vielen Abarten desselben giebt es noch selbstständige Arten, die ihn vertreten, so in der nördlichen Polarzone den Eis- oder Steinfuchs, in Afrika den Fennek, in Mittelasien den gelben und in Südamerika den brasilianischen Fuchs.

Unser europäischer Fuchs hat etwas Lehnlichkeit mit einem Spitzbunde, seine Behaarung trägt aber die bekannte fuchsröthe Farbe und der Schwanz ist gerade und dicht behaart. Was seine Sinneswerkzeuge betrifft, so sind dieselben von unübertrefflicher Vollkommenheit. Sein Gesicht ist vorzüglich, und sein Auge läßt ihn selbst in der Dämmerung nicht im Stich, sein Gehör ist womöglich noch feiner und sein Geruchssinn läßt ihn, da er immer gegen den Wind jagt, selbst auf weite Entfernung seine Beute wittern. Neuester kräftig gebaut, ist der Fuchs dennoch geschmeidig und flüchtig, und was er einmal mit seinen scharfen Zähnen und gewaltigen Kinnladen erfaßt hat, läßt er sobald nicht mehr los. Dabei kennt er alle Kriffe der Jagd. Bei Tage drückt er sich unter das Gebüsch und bleibt ruhig auf dem Anstande, scharf äugend, ob sich kein jagdgerechtes Wild nahe. Bei Nacht pürscht er sich, jede Deckung, wie Grasbüschel, Haidekraut, benützend, auf dem Bauche kriechend, lautlos heran. Oft jagen auch die Füchse zu zweien und treiben sich kunstgerecht das Wild gegenseitig zu.

Die Stimme dieses Raubthiers ist ein heiseres Bellen, mit welchem jedoch die verschiedenen Gefühlsäußerungen durch entsprechende Modulationen ausgedrückt werden können.

Mit seinem nächsten Verwandten, dem Hunde, hat der Fuchs Vieles gemein, so rollt er sich im festen Schlafe zusammen, will er aber nur gemüthliche Siesta halten, so streckt er sich behaglich der Länge nach aus. Trupps und Vanden wie die Wölfe bilden die Füchse nicht, sondern leben paarweise und halten einigermassen feste Reviere. Jung gefangen wird der Fuchs ziemlich zahm, ganz ist ihm jedoch nie zu trauen, denn seine räuberischen Neigungen giebt er nicht leicht auf, und findet er Gelegenheit, so desertirt er, trotz der freundlichsten Pflege. Mit dem Hunde zeugt der Fuchs Bastarde, die zwar fruchtbar, aber vielerlei Krankheiten unterworfen sind. Möglich ist, daß manche unserer Hunderrassen durch Bastardirung mit Füchsen entstanden sind.

Nutzen bringt der Fuchs dem Menschen wohl nur durch seinen Pelz, der im Winter langhaarig und daher geschätzt ist, doch wird in einigen Gegenden auch sein Fleisch gegessen.